

festmachen könnte. Der Einstieg über verschiedene Lebensformen in der Bibel dürfte allenfalls für einen Bibelgesprächskreis interessant sein.

Schön sind die Frage- und Antwort-Texte »Was bedeutet eigentlich schwul bzw. lesbisch?«. Die klaren Antworten, Stellungnahmen und Plädoyers machen sie sicherlich auch zu guten Texten für die Arbeit mit Jugendlichen und weniger konservativen Gemeinden. Auch der offene Brief einer Lesbe an eine Kirchengemeinde zeigt sehr gut, welche konkreten Wünsche und Erwartungen von schwullesbischer Seite da sind, gehört werden wollen. Er scheint mir für eine Kirchengemeinderatstagung sinnvoller zu sein als die fünf unterschiedlichen Lebensberichte.

So bietet diese Arbeitshilfe eine Fülle von Materialien – sehr gleichmäßig von/zu Schwulen und Lesben –, die nur darauf warten, angewandt zu werden, damit Max Frischs Spruch eines Tages mehr als jetzt für manch eine Gemeinde zutrifft.

Die Arbeitshilfe ist bestellbar bei der Landesarbeitsgemeinschaft evangelischer Bildungswerke in Württemberg, Eckenstr. 20, D-70148 Stuttgart, Tel.: 0711/480725, Fax: 0711/4807270. Sie kostet 8 Mark zzgl. 3 Mark Versandkosten.

Thomas O. Sülzle

Queer the Queer

*Lesbenleben quer gelesen,
beiträge zur feministischen
theorie und praxis, hg. v.
Sozialwissenschaftliche Forschung
und Praxis für Frauen e.V.,
Heft 52, Köln, 1999.*

Darf frau ein Lesbenleben quer lesen oder doch nur quer? Die Auseinandersetzung mit Judith Butlers queer theory ist die zentrale Thematik in der neuen Ausgabe der *beiträge zur feministischen theorie und praxis*. Dabei geht es um die Verknüpfung von Praxis und Theorie. Denn gerade die fehle in der queer theory. Wie nun aber queer politics auszusehen haben, beantworten die drei Autorinnen ganz unterschiedlich. Claudia Pinl (»Einmal queerbeet und zurück zum Feminismus!«, S. 41–45) will keine schwulen Lesben, sondern feministische: keine Übernahme der Muster schwuler Politik und Subkultur; die Lesben brauchen die Frauenbewegung und alle Frauen brauchen die Lesben. Stefanie Soine kritisiert in ihrem Beitrag (»Queer als Herausforderung: Lesben zwischen Heterosexismuskritik und Lifestyle«, S. 9–26) die »hartnäckige Abwehr von Heterosexismuskritik« innerhalb des Feminismus. Sie fordert die Anerkennung der notwendigen Ausbildung von Identitäten und wendet sich gegen die Banalisierung von Herrschaftsstrukturen. María del Mar Castro Varela zeigt in ihrem Aufsatz (»Queer the Queer! Queer Theory und politische Praxis am Beispiel Lesben im Exil«, S. 29–40) diese Herrschaftsstrukturen anhand eines erdachten Lebenslaufes einer aufgrund

ihrer »sexuellen Orientierung« verfolgten Lesbe auf. Sie geht aber noch weiter: »Die Etablierung eines Queer-Lifestyles war und ist (...) unter anderem möglich, weil eine gleichzeitige Ausgrenzung und Peripheralisierung lesbischer Migrantinnen und Flüchtlinge stattfindet.« (35)

Sowohl Pinl wie auch Soine halten die Infragestellung der heterosexuellen Norm durch Rollentausch, Travestie oder Transvestitentum nicht für erfolgreich, vielmehr seien »diese ironisierten Geschlechterperformances selbst zu einem zentralen Bestandteil des dominanten Diskurses geworden« (Soine, 16). »Macht neu zu verteilen setzt aber politische Kämpfe voraus, die mehr sein müssen als die Versuche, Macht spielerisch zu überspringen.« (Pinl, 43) Und hier sind nach Pinl die Lesben gefragt: Sie sind »dem Patriarchat gefährlich, weil sie sich nicht als Anhängsel eines Mannes zuordnen« lassen, Lesben wirken ansteckend auf Feministinnen und verhindern eine »zahnlose reformistische ›Frauenpolitik‹«. Lesben haben ihre Heimat in der Frauenbewegung, da sie in der Gesellschaft als Frauen wahrgenommen werden und nicht als Lesben. So verbindet die Lesben wesentlich mehr mit Heteras als mit Schwulen. Das politische Zusammengehen habe die Folge: »Männer dominieren nicht nur zahlenmäßig, sondern bestimmen auch die Inhalte« (43), die Lesben sind für den Fisselskleinkram gut. Die Homo-Ehe ist für Pinl »in erster Linie eine Forderung schwuler Biedermänner, die sich so die endgültige Akzeptanz der bürgerlichen Gesellschaft erhoffen.« (44) Die problematische Übernahme vieler Muster schwuler Politik und Subkultur erläutert Pinl am Beispiel der Übersetzung geni-

tal-fixierter Sexualität ins Lesbische. Frauen sollten sich ihren Körper wieder aneignen statt Darkroom und »Mösenmobil« beim CSD einzuführen. Lesben sind also nicht schwul, sondern lesbisch. Ihre »lesbische Identität« will Pinl jedoch nicht betonen, denn darüber ließe sich nichts »sagen, außer dass es kein heterosexuelles Begehren ist«, sie will vielmehr »mit vielen Aspekten meiner Person wahrgenommen werden« (42).

Hier würde Stefanie Soine wohl zustimmen. Ihr geht es darum, einen Mittelweg zu finden zwischen der kategorischen Ablehnung von Identitäten und Differenz-Anspruch der queer theory. Nach Butler ist jede Geschlechtsidentität Ausdruck stilisierter Performanz, »Konstruktionen von Homosexualität selbst werden als entscheidender Faktor für die Entwicklung und Reproduktion moderner Machtstrukturen identifiziert.« (13) Gegen die Identitätsbildung ist der Differenz-Anspruch entstanden, in dem Identität höchstens vorläufig ist. Nicht-Identifizierbarkeit scheint *in* zu sein: »Es scheint, dass sich jede und jeder sein Geschlecht selbstständig und willkürlich zusammenbasteln kann« (15), weitergehend können in der Postmoderne alle Frauen »Lesben sein, egal wie und mit wem sie schlafen, ob sie lesbisch, bisexuell oder heterosexuell sind« (18). Dabei werde zugunsten der Performance die materielle Seite vernachlässigt. Soines ironische Sprache weist hin, worauf sie hinaus will: Identitätslosigkeit ist unmöglich, Identitätsbildung darf jedoch kein Machtmittel sein. Gefragt sei eine »Politik der egalitären Differenz« ohne Hierarchien, in der auch Identitäten ihren Platz haben, da sie »eben nicht nur Ef-

fekte normativer Anweisungen, sondern auch das Resultat von sozialen Beziehungen« (23) sind. Wer sich bisher nur wenig mit der queer theory beschäftigt hat, mag das alles nun etwas abgedreht finden, aber dieser Aufsatz macht auf jeden Fall deutlich, daß Begriff queer nicht ganz so gedankenlos verwendet werden sollte, wie das oft der Fall ist.

María del Mar Castro Varela weist gar am Schluss ihres Beitrages darauf hin, dass – was im Sinne von Judith Butler ist – der Queer-Begriff aufgegeben werden muss, wenn bessere Begriffe existieren. Die queer theory ist für sie eine radikale Idee, die es nun zu queeren gilt, um Herrschaftskritik zu üben: »Queer zu queeren bedeutet damit, das politische Potential von Queer Theory zu nutzen und nicht nur als symbolisches Kapital (...) anzulegen« (38), spricht: die queer theory muss auch mobilisieren können. Auch von del Mar Castro Varela kriegt der Schwulenverband (SVD) sein Fett ab. Er bekämpfe zwar die skandalöse Rechtslage (besonders auch von binationalen Paaren), »um sie fatalerweise mit der Forderung nach der sogenannten Homoehe zu verknüpfen« (38). Denn: »Die Hinterfragung grundlegender Kategorien und die Aufdeckung der diskursiven Macht von Recht und Gesetz sperren sich gegen realdemokratische Konzepte und fordern radikaldemokratische Strategien.« Denn queer theory ist Heterosexualitätskritik ist Herrschaftskritik. Die kommt etwa auch bei einer Schein-Ehe zum Tragen – für del Mar Castro Varela ist sie ein »revolutionärer Akt« (37). Wie bereits zu Beginn angedeutet, bedingte die Übernahme des Queer-Lifestyles die Ausgrenzung

von lesbischen Migrantinnen und Flüchtlingen. Die »Verkoppelung von westlich, frei und queerfreundlich« mit den ANDEREN Unwissenden und Queerfeindlichen folge einer »rassistischen und eurozentristischen Logik« (36). María del Mar Castro Varela könnte also gut ohne den Queer-Begriff leben. Die queer theory sollte so ein visionärer Motor werden – eben auch für Migrantinnen und Flüchtlinge.

Die drei Aufsätze – besonders die von Soine und Pinl – haben mich an Yann Martels Buch »Selbst« und an Thomas Meineckes »Tomboy« erinnert. Der Ich-Erzähler respektive die Ich-Erzählerin bei Martel wechselt während der Erzählung mehrfach das Geschlecht und die PartnerInnen. Vom Männer und Frauen liebenden Mann zur Frauen und Männer liebenden Frau und wieder zurück, ohne dass der Leser (resp. die Leserin?) so richtig durchblickt. Dieser »moderne Mythos der Geschlechtsverwandlung«, wie es der Klappentext verheißt, »ist keine komplizierte hormonale und operative Prozedur; sondern ergibt sich aus dem Leben in dieser unserer Zeit«. Das ist zwar nett gesagt, bleibt aber doch Quatsch. Geschlechtstausch und Identität bleiben ohne operativen Eingriff eine wohl nur erzählerisch zu meisternde Fiktion wie auch Angelo resp. »die phallische Angela« in »Tomboy«. Übergeschlechtliche Weltenbummerei als Ziel aller Queers bleibt wohl ebenso eine Fiktion. Zum Glück – nicht nur für schwule Biedermänner.

Thomas O. Sülzle